Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **25 (1969)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die vorausgegangenen Feststellungen und Erwägungen machen es sehr wahrscheinlich, daß der Gott der hebräischen Wüstenfestgruppe, die endgültig aus Ägypten entlassen worden war, in Kadesch, wo der Gottesberg Horeb zu suchen ist, mit dem Jahwe der Moseschar gleichgesetzt wurde. Vielleicht fand diese Identifikation des Gottes der Hebräer vor der Verbindung des Gottes der Väter mit Jahwe statt; vielleicht war aber der Vatergott der protoisraelitischen hebräischen Brüder (cf. Ex. 2,11) im «Gott der Hebräer» einbegriffen. Die alttestamentlichen Belegstellen kennen lediglich die Gleichsetzung Jahwes mit dem Gott der Väter (cf. Ex. 3,15 E) und mit dem Gott der Hebräer (3,18b), aber nicht die Identifikation der beiden letzten Gottheiten.

REZENSIONEN

H. D. Leuner: *Religiöses Denken im Judentum des 20. Jahrhunderts.* Schriftenreihe für christlich-jüdische Begegnung. Band 1. Theologischer Verlag Rolf Brockhaus, Wuppertal 1969. 93 S. DM 5,80.–

E. Sterling: *Kulturelle Entwicklung im Judentum von der Aufklärung bis zur Gegenwart.* Id., Band 2. 53 S. DM 3,80.–.

Angesichts des weitgehenden Mangels an seriöser Information über Juden und Judentum im christlichen Bereich kann man die Initiative, eine eigene «Schriftenreihe für christlich-jüdische Begegnung» ins Leben zu rufen, nur freudig begrüßen. Verantwortlich hiefür zeichnen Prof. G. Harder und Prof. Helmut Esser, womit gewiß für solide Qualität der Veröffentlichungen gebürgt ist. Eine «Begegnung», wie man sie nun christlicherseits mit dem Judentum schon mehr als zwanzig Jahre herbeizuführen sucht, muß ja, abgesehen von der Belastung durch die Vergangenheit, im Grunde so lange problematisch bleiben, als man aus Unkenntnis des wahren Wesens dessen, den man als Gesprächspartner gewinnen will, stets Gefahr läuft, im Grundsätzlichen doch aneinander vorbeizureden. Auch besteht von christlicher Seite eine gewisse

---

des El Olam» in Beerscheba an (Gen. 21,33), El und Jahwe stehen in Num. 23,8 in Parallele. Nachträglich sei verwiesen auf G. Wallis, Die Tradition von den drei Ahnvätern, ZAW 81 (1969), S. 18–40.

Versuchung, eine Art theoretisches Judentum zu schaffen, das heißt dem Gesprächspartner aus theologischen und anderen Erwägungen heraus ein Gesicht zu verleihen, das ihm nicht entspricht.

Andererseits ist es wünschenswert, daß in einer solchen Schriftenreihe auch der christliche Standpunkt zur Sprache kommt. Es wird ja auch als drittes Bändchen «*Offene Fenster nach Jerusalem*» aus der Feder des holländischen reformierten Theologen J. Grolle angekündigt. Man kann sich nämlich oft beim «christlich-jüdischen Gespräch» des Eindrucks nicht erwehren, es könne nur unter Aufgabe jeder christlichen Substanz zustandekommen. Und das ist ein folgenschwerer Irrtum, denn in diesem Fall böte ja der christliche Gesprächspartner kein wirkliches Gegenüber mehr.

Der Europasekretär der Hebrew Christian Alliance, H. D. Leuner, selbst Judenchrist und evangelischer Pfarrer, gibt im ersten Bändchen der neuen Schriftenreihe auf knappstem Raum eine Darstellung der religiösen Strömungen im zeitgenössischen Judentum. Er tut es mit zweifellos großer Sachkenntnis und stets unter Beschränkung auf das Wesentliche, was gewiß angesichts der Materie keine leichte Aufgabe ist. Er hat so einen nützlichen Band geschaffen, dem man als seriöse Aufklärungsliteratur über Judentum weite Verbreitung wünschen muß.

Das von Eleonore Sterling verfaßte Heft beginnt mit einem Nachruf auf die am 27. Dezember 1968 heimgegangene Autorin, deren Lebensweg ein Stück jüdischen Schicksals unserer Zeit ist. Sie war als dreizehnjähriges Mädchen allein nach den Vereinigten Staaten ausgewandert – ihre Eltern kamen später im Lager Gurs in Südfrankreich um –, studierte unter harten äußeren Bedingungen Sozial- und Politikwissenschaft, kehrte 1953 nach Deutschland zurück und promovierte 1955 in Frankfurt. Sie wurde dem deutschen Leserpublikum vor allem durch ihre 1956 veröffentlichte Doktorarbeit bekannt, erschienen unter dem Titel: «*Er ist wie Du – Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815–1850).*» 1968 erhielt E. Sterling nach mehreren Jahren akademischer Tätigkeit an verschiedenen deutschen Universitäten eine Berufung an die Pädagogische Hochschule in Osnabrück. Prof. Dr. Dietrich Goldschmidt weist in seinem Nachruf ausdrücklich auf die Problematik hin, die auch für E. Sterling darin bestand, nach dem praktischen «Ende des deutschen Judentums» wieder in Deutschland an der geistigen Aufrüstung einer neuen Generation mitzuarbeiten und sagt, daß verschiedene Anzeichen ahnen lassen, «welcher Entsagung, Opfer und innerer Bereitschaft es für sie bedurfte, Bote deutschen Judentums, Bote der Versöhnung und Bote der Freiheit im Deutschland der Nachkriegsjahre zu sein».

Vom Heft selbst ist zu sagen, daß es, auf noch knapperem Raum wie der Band von H. D. Leuner, einen ebenfalls äußerst vielschichtigen Abschnitt jüdischer Geschichte und jüdischen Lebens behandelt, denn es geht ja um nichts weniger als den Eintritt des Judentums in die moderne Kultur und Gesellschaft, nach Jahrhunderten von Absperrung und der dadurch ausgelösten Sonderentwicklung. *K. H.*

M. Ottosson: *Gilead, Tradition and History*. Coniectanea Biblica, Old Testament Series 3. CWK Gleerup, Lund 1969, 303 S.

Die vorliegende Arbeit ist als Dissertation der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala eingereicht worden und reiht sich ein in die Serie von Veröffentlichungen über biblische Detailfragen. Diesmal steht, wie es der Titel sagt, der Begriff *Gilead* zur Diskussion, der bekanntlich im biblischen Sprachgebrauch eine namhafte Bedeutungserweiterung durchgemacht hat. Der Verfasser analysiert die verschiedenen Gilead-Stellen im Alten Testament – die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist unsicher –, aber sein Hauptinteresse gilt dem geographisch-politischen Begriff. Während man vorerst mit Gilead nur den südlich des Jabbok gelegenen Gebirgszug bezeichnete (Jos. 13 : 25), wurde dann auch der ganze nördlich davon gelegene Landstrich zwischen Jarmuk und Jabbok so genannt, so daß damit das Ostjordanland in drei Teile zerfiel: Basan, Gilead und Mischor (5 Mos. 3 : 10; Jos. 20: 8; 2 Kön. 10 : 33). In einer letzten Phase wird dann Gilead synonym mit dem gesamten Ostjordanland (Ri. 20; 1–2) und als solches dem Lande Kanaan gegenübergestellt (Jos. 22 : 9 usw.).

Genau wie Kanaan ist Gilead ein Durchzugsland, und daher rührt auch seine Wichtigkeit. Schon Jakob durchzog es auf seinem Wege von Paddan-Aram nach Sichem. Zur Zeit der Landnahme ist es dann für die Israeliten ein Sprungbrett ins Gelobte Land. Nach der alttestamentlichen Tradition ist Gilead altes israelitisches Siedlungsgebiet, das zu erhalten dann oft die gemeinsame Aufgabe aller Stämme war.

Ottosson hebt mit Recht als besonders wichtig die Texte mit ideologischem Hintergrund hervor, die Israels Anspruch auf Gilead unterstreichen. Es geht darum, nachzuweisen, daß Gilead, genauso wie Kanaan, *nachalah* ist, «Erbteil», Erbbesitz aufgrund ganz bestimmter Verheißungen. Das geht aus den Gilead-Texten deutlich hervor, die in Genesis bis Numeri einerseits und in Deuteronomium und Josua andererseits ihren Platz gefunden haben. Der Verfasser übernimmt diese Einteilung von I. Engnell, der in der Endredaktion dieser Kategorie biblischer Bücher zwischen zwei Textfamilien unterscheidet, nämlich die sogenannten P-Traditionen (Tetrateuch, Genesis bis Numeri) und die D-Traditionen (Deuteronomium bis 2 Könige).

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß sich der Verfasser gegen die Auswüchse einer übertriebenen Quellenscheidung wendet, die, wie er feststellt, auch im Falle Gilead viel Verwirrung gestiftet hat. Er wirft damit ein prinzipielles Problem auf, das an sich weit über den Rahmen einer sehr «technischen» Detailstudie hinausgeht. Gewiß hat die Quellenscheidungstheorie viele wichtige Erkenntnisse auf dem Gebiet des Bibelstextes nach sich gezogen und ihre Verdienste seien hier nicht bestritten. Aber auch dabei macht nun jede Übertreibung das Resultat, das man ursprünglich anstrebte, großteils zunichte. Wenn man nämlich den überkommenen Bibeltext derart zerpflückt, daß man ihm damit jede Einheitlichkeit raubt, muß man sich allen Ernstes fragen, ob er dann überhaupt noch als Aussage gewertet werden kann. Und

wenn nicht ... Ottosson zieht daraus in seinem Spezialfall folgende Konsequenz, die es verdient, in allen ähnlichen Fällen beherzigt zu werden (S. 10): «The important thing is to find out the function of the various traditions in the ideological context of the P.-work as a whole.»

Die Geschichtsauffassung der sogenannten P-Tradition über Gilead ist eindeutig ideologisch bestimmt. Es geht ihr darum, zu zeigen, wie Jakob aufgrund des ihm zuteil gewordenen Segens gewisse Plätze als *israelitische Sammelplätze* legitimiert, woraufhin dann Mose die Israeliten gerade in die betreffenden Gebiete führt. Israels Bestimmungsland ist Kanaan, doch steht der Kontakt mit den Völkern des Ostjordanlandes auch in einer ideologischen Verbindung zu Jakob als dem Stammvater der im Nordreich vereinten Stämme (vgl. 1 Mos. 32 und 48: 21, 22). Letzten Endes wird durch diese Darstellungsweise das Anrecht des Nordreichs auf Gilead bewiesen.

In der D-Tradition tritt Jakob hinter Abraham, dem Patriarchen des Südreiches, zurück. Der Theologie des Deuteronomiums entsprechend wird die Führung Jahwe ganz stark hervorgehoben. Die Verbindung mit der Person Abrahams stellt auch hier wieder ein funktionelles Zurückgreifen auf die Patriarchentradition dar. Mit dem Sieg über die Amoriter setzt dann die Landverteilung ein. Der ebenfalls deuteronomistische Landverteilungsbericht in Jos. 13 scheint hingegen eine ältere, von der P-Tradition verschiedene Besiedlungsphase vorauszusetzen und unterscheidet sich dadurch auch von 3 Mos. 32 und Jos. 22, das ebenfalls deuteronomistisch, aber bereits von der P-Tradition beeinflußt ist. Auch darin wird die Solidarität zwischen Ost- und Westjordanland neuerdings unterstrichen.

Nun besteht aber zwischen den beiden Traditionsquellen ein ganz bestimmtes, an Hand der Texte leicht nachweisbares Abhängigkeitsverhältnis. Für die Textkritik ergibt sich daraus, wie an Hand von sehr konkreten Beispielen nachgewiesen wird, keine besondere Schwierigkeit. Gerade in diesem Zusammenhang betont Ottosson neuerdings, daß derartige «Aufsplitterungstheorien ad indefinitum», wie man sie nennen könnte, zu einer chaotischen Textgeschichte voll sekundärer Zusätze und Motivierungen führen, so daß damit der überlieferte Text praktisch völlig gegenstandslos und als reines Zufallsprodukt der verschiedensten Einflüsse erscheint. Zur Lösung der Schwierigkeit schlägt er im Anschluß an bedeutende Vertreter der skandinavischen Schule, wie Nyberg, Birkland, Engnell und Ringgren, vor, *einen mündlichen Traditionshintergrund vorauszusetzen*, aus dem die einzelnen Quellenschriften ihr Material bezogen und gemäß ihrer spezifischen Geschichtsauffassung und theologischen Haltung bearbeitet haben, ohne nun direkt voneinander abhängig zu sein. Es ist das eine klare Absage an die auf J. Wellhausen zurückgehende Theorie vom Abhängigkeitsverhältnis zwischen D- und den sogenannten Tetrateuch-Traditionen. Beiden Traditionen, P. so gut wie D., geht es im Grunde darum, auch im Falle Gileads nachzuweisen, daß die Landnahme eine Erfüllung der den Patriarchen von Jahwe gemachten Verheißungen darstellt, so daß dann das eroberte Land, wie schon gesagt

wurde, im Vollsinn des Wortes *nachalah* ist. In der Jephta-Geschichte (Ri 10 : 6–11 : 40) wird das alles nochmals deutlich, und gerade die Jephta-Ammon-Episode kann als Übergang von der ideologischen zur geschichtlichen Erzählung angesehen werden.

Die ideologisch in den Vordergrund gerückte Verbindung zwischen Osten und Westen einerseits, und zwischen der Patriarchen- und Landnahmetradition andererseits, ist geschichtlich leicht zu erklären. Aus geographischen Gründen gehen die Verbindungen Gileads mit dem Westen über *Wadi el-far'a* und die Jesreelebene, wo in der israelitischen Ära die Josefsstämme Ephraim und Manasse saßen. Es entsprach der Politik des Nordreichs, Gilead an das Westjordanland binden zu wollen. Jerusalems Vorherrschaft über diesen Landesteil war ja nur von kurzer Dauer. So verbinden sich also wieder Ideologie, politisches Interesse und Geschichte. Die Geschichte bestätigt die Notwendigkeit, in der sich Israel befand, seinen Anspruch auf Gilead ideologisch zu untermauern und die Solidarität mit den im Ostjordanland wohnenden Stämmen zu unterstreichen.

Ein kommentierter Index der Gilead-Stellen des Alten Testaments und eine reiche Bibliographie machen die Studie von Ottosson zu einem bequemen Konsultationsinstrument. Sie kann als Vorbild dafür dienen, wie man an derartige Detailstudien herangehen muß, damit sie einen nützlichen Beitrag zum Verständnis der Welt des Alten Testaments leisten. *K. H.*

Germania Judaica. Nach dem Tode von M. Brann herausgegeben von I. Elbogen, A. Freimann und H. Tykocinski. – Bd. I: Von den ältesten Zeiten bis 1238. Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1934. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1963. 559 S. – Bd. II: Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. 1. Halbband: Aachen-Luzern; 2. Halbband: Maastricht-Zwolle. Herausgegeben von Zvi Avneri. J. B. C. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1968. 1000 S.; DM 195.–.

«*Habent sua fata libri*» wäre man in diesem Fall in Abwandlung des alten lateinischen Sprichworts zu sagen versucht. Die Namen der Herausgeber des ersten Bandes rufen in uns die Erinnerung an die große Zeit der «Wissenschaft des Judentums» in Deutschland wach und an eine ihrer Hauptpflanzstätten, das weitberühmte Breslauer Rabbinerseminar. Auf Anregung des Dozenten und nachmaligen Professors an dieser Anstalt, Dr. Marcus Brann, dem Nachfolger des Altmeisters der jüdischen Geschichtsschreibung, Dr. Heinrich Graetz, faßte ein Ausschuß der «Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums» im Jahre 1903 den Entschluß, «unter dem Titel ‹Germania Judaica› ein alphabetisches Verzeichnis aller Ortschaften des deutschen Reiches, an dem von den ältesten Zeiten bis zu den Wiener Verträgen jüdische Ansiedlungen bestanden haben, anzulegen und deren Geschichte aufgrund der Quellen wissenschaftlich darstellen zu lassen».

Die bedeutendsten jüdischen Historiker machen sich sogleich ans Werk und im Kriegsjahr 1917 kann dann der 1. Teil erscheinen. Allerlei Schwierigkeiten verzögern die Fortsetzung der Arbeit und der zweite Teil kann erst 1934 veröffentlicht werden, also bereits ein Jahr nach Hitlers «Machtübernahme». An eine Weiterführung wurde wohl noch gedacht, doch erwies sie sich wegen der veränderten Umständen als sehr problematisch.

Von nun ab gleicht die Geschichte dieses so seriösen Werkes eher einem Kriminalroman. Nach der «Kristallnacht» im Jahre 1938 wurde das Redaktionsexemplar der schon fertiggestellten Beiträge von der Gestapo beschlagnahmt. Ein Durchschlag vom hauptsächlichen Material konnte nach London gerettet werden, von wo er dann 1954 nach Jerusalem an das Jüdisch-historische Generalarchiv kam. Er diente als Grundlage für die Weiterführung der Arbeit, die der 1967 verstorbene israelische Historiker Dr. Zvi Avneri (einst schon unter seinem ursprünglichen Namen Dr. Hans Lichtenstein Mitarbeiter am «Jüdischen Lexikon» in Berlin) mit 19 Mitarbeitern im Auftrag der Leo-Baeck-Gesellschaft übernimmt.

Die beiden Teile des 2. Bandes sind reich illustriert und entsprechen in ihrer Aufmachung und Ausstattung allen Anforderungen der modernen Geschichtsschreibung. Der Titel «Germania Judaica» muß im Sinne des alten römischen Reiches deutscher Nation aufgefaßt werden, so daß darin auch alle einst zu diesem gehörigen Gebiete, die heute außerhalb Deutschlands liegen, Berücksichtigung finden.

Dem zweiten Band geht auch eine Einleitung voraus, in der ein zusammenhängender geschichtlicher Überblick über die darin behandelte Zeitepoche gegeben wird. Die meisten der im 2. Band, der bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts reicht, aufgezählten Judensiedlungen fielen den durch die Ritualmordlüge, Hostienschändungslegende und Anklage auf Brunnenvergiftung hervorgerufenen judenfeindlichen Ausschreitungen zum Opfer. Dr. Avneri gibt dazu im Vorwort folgenden Kommentar (S. XXXIIIff.):

«... Der einfache Christ betrachtete die Juden als Mörder Jesu, und mit dem religiösen Moment verband sich zuweilen das wirtschaftliche... Beliebt waren Spottlieder auf die Juden und Spiele, die sie verächtlich machten. Nur durch den Haß weiter Volksschichten erklärt sich die Verbreitung der Ritualmordlüge, des Vorwurfs der Hostienschändung und der Überzeugung, daß die Juden zur Zeit des Schwarzen Todes die Brunnen vergiftet hätten, um die Christen zu ‹verderben›, und auch die großen Judenmorde, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts einsetzten, wären ohne Beteiligung der Massen nicht möglich gewesen... Der Jude wurde ... tagtäglich daran erinnert, daß er in einer feindlichen Umgebung lebte, und der Tod war ihm jederzeit gegenwärtig... Versagte der Schutz durch den König..., so waren sie vor die Wahl gestellt: die Taufe oder den Tod, und fast alle wählten den Tod.»

Es ist also das typische Bild der jüdischen Situation im Spätmittelalter, als eine direkte Folge der dauernden Verächlichmachung der Juden im religiösen Bereich und der dadurch geweckten Volksinstinkte. *K. H.*

D. R. Runes: *Der Jude und das Kreuz.* Deutsch von Annette Richter. Ner-Tamid-Verlag, Fürth-Erlangen 1969, 79 S.

Der Verfasser wird auf dem Schutzeinband folgendermaßen eingeführt:

«Dr. Dagobert David Runes wurde 1904 in Rumänien geboren und studierte an der Universität zu Wien Geschichte und Philosophie. Heute lebt der Autor in den Vereinigten Staaten und genießt dort den Ruf eines sehr geschätzten Gelehrten. In der deutschsprachigen Öffentlichkeit ist der Verfasser ebenfalls kein Unbekannter. Einige seiner 39 Veröffentlichungen sind gesuchte Standard- und Nachschlagewerke.»

Dr. Runes hat in den beiden letzten Jahren zwei andere einschlägige Bücher veröffentlicht: *The Gospel according to St. John* (New York 1967), wo er nicht mehr und nicht weniger vorschlägt, als das Johannesevangelium von seinen judenfeindlichen Stellen zu «reinigen», und *The War against the Jew* (New York 1968), ein «Florilegium» und zugleich Sammelsurium von allerlei heterokliten Elementen aus vielen Jahrhunderten in Form eines «antisemitischen Lexikons».

Wir verstehen voll und ganz die Erbitterung von Dr. Runes, dessen eigene Mutter als Opfer der Judenverfolgung umgekommen ist. Und wir wissen mit ihm, «was mit den Christen nicht stimmt». Ja, das Kreuz ist aufgrund einer unheilvollen Entwicklung «für den Juden ein Erinnern an ständige Verfolgung ..., ein Symbol des Pogroms... Alle zwei Jahrtausende, welche die christlichen Kirchen Haß gegen die Juden als die teuflischen Kreuziger predigten und lehrten, stand das Kreuz kalt und verdammend den jüdischen Opfern gegenüber. Dem Juden gilt das Kreuz als ein Zeichen von Haß und Verdammung» (S. 56). «Zwei Jahrtausende ist das Kreuz dem jüdischen Volk gegenüber zum Instrument des Todes geworden», stellt der Herausgeber im Vorwort fest (S. 10). Die Geschichte steht anklagend gegen uns und wir können von unseren jüdischen Brüdern mit Fug und Recht nicht verlangen, daß sie die Dinge anders sehen. Es bleibt *der große Irrweg der christlichen Theologie*, den Erlösungstod Christi mit einer sogenannten «Kollektivschuld» des jüdischen Volkes verbunden zu haben, mit einem «göttlichen Fluch», der angeblich seither auf diesem Volk lastet, und wir pflichten Dr. Runes voll und ganz bei, wenn er in Hinblick darauf schreibt (S. 13): «Wenn wir die christliche Lehre, daß Christus ein Gott war, akzeptieren, dann blieb sein Tod sein freier Wille, geplant als große Tat, das sündige Volk zu erlösen.» Wir sind uns auch dessen bewußt, welch unheilvolle Rolle die Kirchenväter dabei gespielt haben, auf welche ja zum Gutteil die «traditionelle» Haltung der Kirche zu den Juden zurückgeht, und der Verantwortung von vielen Generationen von Theologen und Kirchenführern bis auf unsere Zeit. Es ist notwendig, daß diese Tatsachen immer wieder angeprangert werden, wenn nötig sogar brutal und unverblümt, um bei den Christen ja kein «gutes Gewissen» aufkommen zu lassen und sie daran zu erinnern, daß eine Schwalbe noch keinen Sommer macht.

Die Frage ist nur, wie man die Dinge sagen soll und muß, damit sie ihre

Wirkung tun. Es geht also um das «*procedere*», und auf dieser Ebene sind wir mit Dr. Runes absolut nicht mehr einer Meinung. Nein, nichts, aber auch gar nichts, was die Verantwortlichkeit von Christen in der Judenfrage betrifft, soll beschönigt oder totgeschwiegen, und niemand, sei er Kirchenvater, Papst, Bischof oder was auch immer, soll von seiner Verantwortung reingewaschen werden. Was aber dabei *im Interesse der Sache selbst* unbedingt gefordert werden muß, ist eine sachgemäße, stichhaltige Argumentation, und nicht das wahllose Aneinanderreihen von Anschuldigungen und Behauptungen, die keiner Kritik standzuhalten vermögen. Damit wird nämlich einer solchen Arbeit *der Stempel des Unseriösen aufgedrückt*, und sie verfehlt völlig ihren Zweck.

Was die theologische Grundposition angeht, so verlangt Dr. Runes von den Christen, «daß sie endlich das haßerfüllte Drama der Kreuzigung eines Gottes beenden, der nie gestorben ist» (S. 37). Es ist völlig berechtigt, zu fordern, daß dieses Drama, das den größten Beweis göttlicher Liebe darstellt, von allen Haßeffekten gereinigt werde. Es zu «beenden» ist vielleicht der modernen «Auflösungstheologie» vorbehalten, aber das bedeutet dann auch das Ende des Christentums, in dessen Mittelpunkt der Opfertod Christi am Kreuz zum Heile *aller*, Juden und Heiden, steht. Sollte diese Lehre allerdings nur die Ausgeburt einer von heidnischen Elementen bestimmend beeinflußten Christologie sein und mit der Person des historischen Jesus – von dem wir ja nach dem modernsten Stand der neutestamentlichen Exegese auch nichts wissen... – in keinem Zusammenhang stehen, dann war wohl alles nichts als einer der fatalsten Irrtümer und eine der größten Mystifikationen der Weltgeschichte. Aber so lange man noch von «Christentum» spricht, müssen wir schon ob wohl oder übel darunter das verstehen, worin sich so ziemlich alle Kirchen einig sind, nämlich die Lehre vom gekreuzigten, auferstandenen und erhöhten Gottessohn, ohne daß es dabei darum gehen kann, zu leugnen, daß sich verschiedene Begriffe der herkömmlichen Terminologie gewiß besser formulieren und interpretieren lassen.

Auch wiederholt der Verfasser immer wieder, daß die Schriften des Neuen Testaments «im Auftrag des Bischofs von Rom» im 4. Jahrhundert geschaffen wurden (S. 17; vgl. S. 11). Da er in Amerika laut Einführung «den Ruf eines sehr geschätzten Gelehrten genießt», dürfte er wohl über die Entstehungsgeschichte des Neuen Testaments besser informiert sein. Ebenso ist es unsinnig, zu behaupten, die Schilderung der Passion und des Todes Jesu «durch die Schreiber des Bischofs von Rom» habe das Ziel verfolgt, «die Römer ... zum Sinnbild reiner Unschuld und Gerechtigkeit, die Juden (aber) zu einer Nation von Gottesmördern, die selbst den ewigen Fluch Gottes auf sich herabbeschworen haben» zu machen. «Um seine Landsleute reinzuwaschen, schwärzte der Bischof von Rom die Juden derart an, daß alle künftigen Generationen von Christen die Juden als Freiwild ansahen, und alle ihnen angetanen Grausamkeiten konnten als gerechte Strafe eines rächenden Gottes gelten» (S. 23). So einfach sind nun die Berichte des Neuen Testaments

nicht zustande gekommen, und mit einem derart unseriösen «Erklärungsversuch» läßt sich der Antagonismus, der nun einmal von Anbeginn an notwendigerweise zwischen Judentum und Christentum bestand, gewiß nicht aus der Welt schaffen. Wozu also dann derartige Behauptungen? Es soll gewiß unsererseits für die «Bischöfe vom Rom» keine Lanze gebrochen werden, aber daß sie im 4. Jahrhundert «Herren aller Seelen Europas» gewesen sind (S. 14), ist doch wohl leicht übertrieben, so wie es auch höchst merkwürdig klingt, wenn Runes die römische Kirche in einer historischen Perspektive stets «der Vatikan» nennt und von «Vatikanismus» spricht (S. 19, 25, 28, 36). Es müßte doch, wenn überhaupt, eher «Lateranismus» heißen, weil die Bischöfe von Rom damals bekanntlich im Lateranpalast residierten.

Nun seien *en passant* noch einige der zahllosen Ungereimtheiten angeführt, die sich der Verfasser erlaubt. Der Antisemitismus ist nicht «mit dem Christentum geboren» (S. 11), sondern existierte leider auch schon in vorchristlicher Zeit. Inwiefern sich Paulus «auch rassisch von seinem Volk abgewandt hat» (S. 31), ist aufgrund von Röm. 9 : 1–5 und 2 Kor. 11 : 22 völlig schleierhaft. Was die Kirchenväter als «selig und heilig gesprochene Begründer des kirchlichen Antisemitismus» (S. 20) anbetrifft, so sei gesagt, daß, wenn wir schon bei der in der römischen Kirche üblichen Terminologie bleiben, dieses Epitheton dem Kirchenvater Origines *nicht* zusteht (S. 32). Auch hat die Kirche nicht «die Gebeine der Kirchenväter heiliggesprochen» (S. 36), sondern diese nur manchmal, wenn sie ihrer habhaft werden konnte und sie nicht schon andere vorher zum Verschwinden gebracht hatten, «erhoben» und auf ihre Altäre gestellt. Johannes Chrysostomos ist, wie der Name besagt, der Bischof mit dem goldenen Munde und nicht «mit der goldenen Zunge» (S. 51). Und was die «Hörner» der Mosesstatue von Michelangelo in der römischen Kirche S. Pietro in Vincoli anbetrifft, so haben sie nichts mit den «Teufelshörnern» zu tun, welche die Kirchenväter den Juden auf den Kopf setzten! (S. 54). Sie gehen auf eine unrichtige Übersetzung des Ausdrucks *qaran or panaf*, «die Haut seines Angesichts leuchtete», in 2 Mos. 34 : 35 zurück. Aquilas in seiner griechischen und Hieronymus in seiner lateinischen Bibelübertragung verwechselten das Zeitwort *qaran*, «leuchten», mit *qeren*, «Horn», und lasen: «Sein Antlitz wurde mit Hörnern versehen» (vgl. *Jüdisches Lexikon*, Band II, Berlin 1928, Beitrag von Dr. Bruno Kirschner).

Es soll auch keineswegs eine Ehrenrettung des Wiener Kardinal-Erzbischofs Dr. Theodor Innitzer unternommen werden, der als Sudetendeutscher gewiß «großdeutschen» Ideen gegenüber mehr als anfällig und als Theologe und Neutestamentler ein Anhänger des «traditionellen» kirchlichen Antijudaismus war. Ihn allerdings mit dem berüchtigten Julius Streicher, einem der übelsten Pornographen und Radauantisemiten, auf eine Ebene zu setzen und zu behaupten, er habe wie dieser «unter Anwendung vieler antisemitischer Zitate von katholischen und protestantischen Theologen betont, daß die Vernichtung der Juden ein Ziel des Nationalsozialismus wäre» (S. 71), grenzt an böswillige Verleumdung und Ehrabschneidung. Wohl hat Dr.

Innitzer den Aufruf der österreichischen Bischöfe an die Gläubigen, bei der Volksabstimmung im März 1938 für den «Anschluß» an Deutschland zu wählen, mit «Heil Hitler!» unterzeichnet, nicht aber seine gesamte Korrespondenz während der Nazizeit (S. 42). Derselbe Kardinal Innitzer hat aber auch, das sei noch hinzugefügt, im erzbischöflichen Palais in Wien eine Hilfsstelle für rassisch Verfolgte eingerichtet und großteils aus seinen Privatmitteln unterhalten.

Was soll man dazu sagen? In keinem Fall heiligt der Zweck die Mittel, und Dr. Runes hat leider den Zweck durch Anwendung völlig ungeeigneter Mittel gründlich verfehlt. Man kann dem sehr achtbaren Ner-Tamid-Verlag nur wünschen, in Hinkunft bei der Auswahl einschlägiger Abhandlungen besser beraten zu sein. *K. H.*

Pesikta Rabbati. Discourses for Feasts, Fasts, and Special Sabbaths. Translated from the Hebrew by William G. Braude. Yale Judaica Series Vol. XVIII. 2 Bände. New Haven and London, Yale University Press 1968. 995 S.; $ 15.–.

Es wird heute allgemein anerkannt, wie wichtig die Kenntnis des sogenannten «älteren rabbinischen Schrifttums» sowohl für ein besseres Verständnis des Judentums und seiner Tradition, als auch für die richtige Würdigung des neutestamentlichen Milieus ist. Da nun einmal die sprachliche und «technische» Schwierigkeit – es handelt sich dabei ja nicht um ein rein linguistisches Phänomen, sondern um die Vertrautheit mit einer ganzen Literaturgattung und ihrem religiösen und kulturellen Hintergrund – in jüdischen Kreisen und a fortiori unter Nichtjuden in den meisten Fällen einen direkten Kontakt mit den Originaldokumenten ausschließt, muß man es stets freudig begrüßen, wenn derartige Schriften in Übersetzung einem breiteren Leserpublikum zugänglich gemacht werden. Versuche dieser Art sind ja nicht neu. Es sei dabei an den christlichen Hebraisten August Wünsche (1839–1913) erinnert, der, teilweise in Zusammenarbeit mit dem Dresdner Rabbiner Jakob Winter, viele rabbinische Quellenschriften, darunter auch den Midrasch Rabba und eine der *Pesiqta Rabbati* verwandte Schrift, die *Pesiqta de-Rab Kahana*, dem deutschsprachigen Leserpublikum erschlossen hat. Wenn diese Arbeiten auch großteils den heutigen kritischen Ansprüchen nicht mehr entsprechen, so stellen sie doch eine Pionierleistung zu einer Zeit dar, wo selbst christliche Theologen – es soll solche auch heute noch geben ... dieses Schrifttum oft nicht einmal dem Namen nach kannten.

Nach dem letzten Weltkrieg hat sich die Übersetzertätigkeit in dieser Sparte durch die Umstände bedingt mehr in die englischsprechenden Länder verlagert, wenn sie auch in Deutschland selbst nicht völlig zum Stillstand gekommen ist, wie die Fortsetzung der sogenannten «Gießener Mischna», die neu in Angriff genommene Übersetzung der Tosefta und die Herausgabe der deutschen Version des Midrasch Sifre zu Numeri zeigen.

Ein großes Verdienst in dieser Hinsicht kommt den *Yale Judaica Series* zu, in deren Rahmen W. G. Braude ja auch schon eine englische Übertragung des *Midrasch Tehillim* (Midrasch zu den Psalmen) veröffentlicht und damit einen Beweis seiner großen Vertrautheit mit der Materie abgelegt hat (Y.J.S., 13, XXXII–XXXIV). Es wurde dort ja auch eine Übersetzung des großen religionsgesetzlichen Kodex des Maimonides, des *Mischneh Torah*, in Angriff genommen, von der schon eine ganze Reihe von Bänden erschienen sind. Mit der Herausgabe der *Pesiqta Rabbati* schließt Braude eine empfindliche Lücke, gab es doch von dieser Schrift bis jetzt keine vollständige Übertragung in eine andere Sprache.

Die *Pesiqta Rabbati* gehört zur Gruppe der sogenannten *homiletischen Midraschim*, die aus der alten synagogalen Predigt hervorgegangen sind. Deshalb schließt sie sich ja auch eng an den Festzyklus an, und damit an die Schriftlesung in der Synagoge. So bezeichnet der aramäische Terminus *pisqa*, im Plural *pesiqata*, ursprünglich den (meist ziemlich kurzen) Leseabschnitt und wurde dann später auch auf seine Auslegung im Rahmen des Gottesdienstes übertragen.

Was das Alter der *Pesiqta Rabbati* anbetrifft, so findet sich im Text eine Glosse, die ihre Redaktion 777 Jahre nach der Zerstörung des Tempels ansetzt, was uns also, wenn damit, wie das die meisten Gelehrten annehmen, der zweite Tempel gemeint ist, in die Mitte des 9. Jahrhunderts führt. Doch stammt das gesammelte Material aus der talmudischen Zeit. Die Gesetzeslehrer, denen die verschiedenen Auslegungen zugeschrieben werden, sind großteils palästinensische Amoräer (Lehrer der talmudischen Zeit) des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr. Meist wird von jedem Lehrer nur ein einziger Lehrvortrag gebracht, mit Ausnahme einer der größten Gestalten der Midraschauslegung, R. Tanchuma bar Abba (4. Jahrhundert), von dem achtunddreißig Auslegungen angeführt werden (derselbe Meister hat ja auch dem *Midrasch Tanchuma* seinen Namen gegeben, von dem drei verschiedene Versionen existieren und der auch bislang in keine andere Sprache übertragen wurde). Der Name *Pesiqta Rabbati* findet sich zum ersten Mal bei *Raschi* (Rabbi Salomo b. Isaak von Troyes, 1040–1105), dem bedeutendsten mittelalterlichen Bibel- und Talmudkommentator (Kommentar du Jes. 51 : 12), doch trug die Schrift auch andere Bezeichnungen.

Das wichtigste Problem bei der Herausgabe von Dokumenten dieser Art ist *das Textproblem*. Die *Pesiqta Rabbati* wurde erst verhältnismäßig spät gedruckt; die *editio princeps* erschien im Jahre 1654 in Prag. Auch der Übersetzung von Braude liegt dieser Text zugrunde. Er wurde mit verschiedenen Manuskripten, Marginalnoten und textkritischen Bemerkungen von Kommentatoren kollationiert, wobei der Friedmannschen Ausgabe (Wien 1880) und den Anmerkungen ihres gelehrten Verfassers besondere Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Es handelt sich also, wie Braude selbst sagt (S. 27), *um einen eklektischen Text.*

Der Aufbau des Buches und die drucktechnische Ausstattung sind vor-

bildlich, wie wir das übrigens von den anderen Ausgaben der *Yale Judaica Series* her gewohnt sind. In einer verhältnismäßig kurz gehaltenen Einleitung geht der Verfasser auf alle wichtigen Probleme ein, so daß der Leser dann wohl instruiert an den Text selbst herangehen kann. Jeder *pisqa* (Kapitel) ist eine kurze Inhaltsangabe vorangestellt. Diese Initiative ist besonders begrüßenswert, da ja die Logik der jüdischen Gesetzeslehrer oft ganz anderen Kriterien gehorcht, als man das gewohnt ist, und der nicht damit vertraute Leser so Gefahr liefe, den Faden zu verlieren. Ein knapp gehaltenes Fußnotensystem liefert im Text selbst – es handelt sich also hier um eine Rückkehr zur älteren Methode – die nötigen Hinweise über Fragen, die einer näheren Erklärung bedürfen.

Am Ende des 2. Bandes findet sich ein Abkürzungsverzeichnis, ein Glossarium mit Erklärung der wichtigsten im Text verwendeten hebräischen Termini, ein Index der im Text zitierten Stellen aus der Bibel und dem rabbinischen Schrifttum, eine Liste der erwähnten Gesetzeslehrer, ein Sach- und Namensregister, sowie eine Übersicht über im Text vorkommende hebräische Wortspiele.

Die einzige Note des Bedauerns, die man angesichts einer so ausgezeichneten Arbeit äußern muß, ist, daß sie uns den hebräischen Grundtext vorenthält. Gewiß, wir sind uns der damit verbundenen Schwierigkeiten voll und ganz bewußt, und diese Bemerkung will in keiner Hinsicht eine Kritik sein. Auch liegt eine Textausgabe nicht auf der Linie der *Yale Judaica Series*. Andererseits ist nun doch die wirkliche Auswertung jeder derart kompetenten Arbeit ohne den Urtext sehr erschwert. Das um so mehr, wo ja wirklich kritische Ausgaben dieses Textes im modernen Sinn fehlen und der Verfasser selbst darauf hinweist, er habe praktisch für seine Übersetzung einen eigenen Text herstellen müssen. Es hat an Versuchen, Übersetzungen mit Text herauszubringen, nicht gefehlt. Es sei dabei nur auf die Mechilta-Ausgabe von J.Z. Lauterbach verwiesen (*Mekilta de-Rabbi Ishmael*, Philadelphia 1933), Es wäre jedenfalls höchst wünschenswert, wenn man bei künftigen Ausgaben dieser Art nun doch wiederum versuchte, auf dieses Prinzip zurückzugreifen. Daß damit einem wahren Bedürfnis abgeholfen würde, geht ja schon allein daraus hervor, daß die bekannte englische Soncino-Ausgabe des babylonischen Talmuds jetzt neuerdings mit hebräisch-aramäischem Text aufgelegt wird. *K. H.*

A. D. Morse: *Die Wasser teilten sich nicht.* Rütten & Löning Verlag in der Scherz-Gruppe, Bern, München, Wien 1968, 365 S.

Der amerikanische Originaltitel des Buches drückt in direkterer Weise aus, worum es sich dabei handelt. Er lautet: «*While Six Million Died*», zu deutsch: «Während sechs Millionen starben...»

Die Darstellung von Morse reiht sich thematisch wohl ein in den großen Zusammenhang der durch ihre Vielfalt und Vielzahl bereits unübersichtlich

gewordenen Literatur über die vom deutschen Nationalsozialismus während des letzten Krieges am jüdischen Volk geübte Ausrottungspolitik. Das Weltgewissen – dessen Existenz übrigens immer fraglicher wird... – hat inzwischen an Hand aller darüber erschienenen Publikationen wohl oder übel zur Kenntnis nehmen müssen, daß in unseren Tagen, im Zeitalter des vielgerühmten «Fortschritts» der Menschheit, ein Rückfall in die schlimmste Barbarei erfolgt ist, für den man in der an Greueln aller Art so reichen Menschheitsgeschichte kaum eine Parallele finden kann. Gewiß, das Unvorstellbare ist zur Tatsache geworden, zur geschichtlich erhärteten und durch zahllose Dokumente belegten unleugbaren Tatsache, und das unter ganz bestimmten Voraussetzungen und innerhalb eines fest umrissenen politischen Zusammenhangs. Nun genügt es aber nicht, immer wieder festzustellen, wie es dazu kam, daß das Programm der Judenvernichtung gerade in Deutschland Gestalt annehmen konnte. Man muß sich auch fragen, wie die sogenannte «freie Welt» darauf reagierte, und was von dieser Seite her konkret getan wurde, um jüdisches Leben zu retten.

Morse, und das ist sein Verdienst, deckt schonungslos die Verantwortung auf, welche die Vereinigten Staaten – und ihre Alliierten – in dieser Hinsicht tragen. Die Wasser teilten sich nämlich *nicht*, das heißt die Wasser des Atlantischen Ozeans, sie teilten sich nicht für die Juden, auf daß sie die schützenden Gefilde Amerikas erreichen könnten, wie sie sich einst nach dem biblischen Bericht am Schilfmeer teilten, als Pharao und sein Heer Israel nachsetzten, um es zu vernichten.

Mit unglaublicher Härte haben es die verantwortlichen amerikanischen Regierungsstellen – bei ihnen lag hauptsächlich die Möglichkeit zu helfen, da ja Amerika verhältnismäßig spät in den Krieg eingetreten ist – abgelehnt, Verfolgten Zuflucht zu gewähren. So wurde schon 1939 ein Gesetzesentwurf zum Abbau des Einwanderungsquotensystems zugunsten von Flüchtlingskindern im amerikanischen Kongreß von «patriotischer», das heißt isolationistischer Seite zu Fall gebracht. Die dabei vorgebrachten Argumente sprechen eine beredte Sprache. So erklärte Mrs. Agnes Waters im Namen der Witwen der Veteranen des ersten Weltkriegs (S. 233):

«Dieses Land (die USA) wird unseren Kindern die verfassungsmäßigen Rechte auf Leben, Freiheit und Glück nicht garantieren können, wenn es der Abladeplatz für die verfolgten Minderheiten Europas werden soll. Die Flüchtlinge bringen ein Erbe von Haß mit. Sie können niemals loyale Amerikaner werden.»

Sie charakterisierte die unter 14 Jahre alten voraussichtlichen Einwanderer als «Tausende von mutterlosen, verbitterten, verfolgten Kindern unerwünschter Ausländer», «potentielle Anführer einer Revolte gegen unsere amerikanische Regierungsform...».

Im selben Jahre ereignete sich dann der Skandal mit der «St. Louis», einem Schiff der deutschen Hamburg-Amerika-Linie mit 930 jüdischen Flüchtlingen an Bord, ausgestattet mit – erkauften – kubanischen Visen.

734 Passagiere waren bereits im Besitz von Nummern amerikanischer Einwanderungsquoten. Nur 28 durften in Havanna landen, die anderen wurden nach Europa zurückgeschickt, wo sie dann nach und nach unter die Räder der Ausrottungsmaschine gerieten. Alle Angebote von amerikanisch-jüdischen Stellen hatten sich als erfolglos erwiesen und ein Telegramm der Flüchtlinge an Präsident Roosevelt blieb ohne Antwort. Und dabei schrieb die «New York Times» vom 9. Juni 1939 über diesen Vorfall: «Die Kreuzfahrt der St. Louis schreit zum Himmel als Beispiel einer unmenschlichen Behandlung von Mitmenschen.»

Es ist heute allgemein bekannt, daß die deutschen Pläne zur «Endlösung» der Judenfrage dem State Department von allem Anfang an bekannt waren. Als erste Reaktion erließ das US Außenministerium im Juni 1941 neue erschwerende Verordnungen, die es Flüchtlingen mit nahen Verwandten im von den Deutschen besetzten Europa fast unmöglich machte, in die Vereinigten Staaten zu gelangen. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wurden diese Bestimmungen noch verschärft. Zeitlich fallen diese Maßnahmen zusammen mit dem berüchtigten Brief Görings an Heydrich vom 31. Juli 1941 (S. 270):

«Ich beauftrage Sie hiermit, alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa...»

Dieser Brief bereitete die «Wannsee-Besprechung» vom 20. Januar 1942 vor, bei der dann die Ausrottung der Juden offiziell beschlossen wurde.

Im August 1942 übergab Gerhard Riegner, der Schweizer Vertreter des Jüdischen Weltkongresses, den amerikanischen Konsularbehörden folgenden Bericht, der sogleich an das State Department in Washington weitergeleitet wurde (S. 15):

... Erhielt alarmierenden Bericht, daß im Führerhauptquartier Plan diskutiert und erwogen wird, nach dem alle Juden in besetzten ... Ländern, 3,5 bis 4 Millionen ..., nach Deportation und Konzentration im Osten mit einem Schlag ausgerottet werden sollen... Aktion angeblich für Herbst geplant. Unter erwogenen Methoden auch Blausäuregas...»

Dieser Bericht wurde in Washington *nicht* zur Veröffentlichung freigegeben... Der Vatikan wurde um zusätzliche Informationen angegangen, antwortete aber vage und ausweichend, eine Haltung, die der Stellvertreter des amerikanischen Sonderbevollmächtigten beim Heiligen Stuhl, Tittmann, als «Vogel-Strauß-Politik des Papstes diesen offenkundigen Grausamkeiten gegenüber» bezeichnete. Die Informationen über die Judenausrottung verdichteten sich, aber erst im November 1942 wurde nach einem Gespräch des Staatssekretärs Sumner Welles mit dem bekannten amerikanischen Zionistenführer Rabbi Stephen Wise das «Nachrichten-Embargo» über die nationalsozialistischen Greuel aufgehoben. Präsident Roosevelt wurde ein 20 Seiten starkes Dokument mit dem Titel: «Der Plan der Ausrottung» überreicht.

Die Zahl der umgekommenen Juden hatte damals bereits zwei Millionen erreicht.

Wiewohl sich die Alliierten auf der Bermuda-Konferenz für Flüchtlingsfragen (April 1943) ausdrücklich verpflichtet hatten, den Juden zu helfen, wurden auch weiter keine konkreten Maßnahmen dazu ergriffen und das amerikanische Außenministerium fuhr fort, die bestehenden Einwanderungsbestimmungen in schärfster Weise restriktiv zu handhaben. Dreizehn Tage nach der Bermuda-Konferenz beging Szmul Zygielbom, Mitglied der polnischen Exilregierung in London, Selbstmord. In seinem Abschiedsbrief schreibt er (S. 67): «Mein Tod soll ein letzter Protest gegen die Passivität sein, mit der die Welt den Greueln zuschaut und die Ausrottung des jüdischen Volkes zuläßt.» Am 22. Januar 1944, als bereits ein Großteil der europäischen Juden in den Todeslagern umgekommen war, gab Franklin D. Roosevelt die Gründung des «War Refugee Board» (Kriegsflüchtlingsrat) bekannt... Daraufhin ergingen dann Anweisungen an alle diplomatischen Vertretungen der USA im Ausland, «Maßnahmen zur Verhinderung des Plans der Nazis zur Ausrottung der Juden und anderer verfolgter Minderheiten in Europa» zu ergreifen.

Es gibt eine furchtbare Feststellung in der Weltgeschichte: die von den versäumten Gelegenheiten... Mögen alle Verantwortlichen in dieser Hinsicht aus der Geschichte eine heilsame Lehre ziehen. So will auch das Buch von Morse keine Anklage sein, sondern eine Aufforderung. *K. H.*

Studium. Revista de Filosofia y Teologia. Vol. VIII, Fasc. 1. Instituto Pontificio de Teologia, Avila – Instituto Pontificio de Filosofia, Madrid, 1968, 143 S.

Der vorliegende Band der Zeitschrift der Dominikanerfakultäten von Avila (Theologie) und Madrid (Philosophie) enthält unter anderem als Fortsetzung aus Bd. VII einen Artikel von P. Valentin Andrés Noriega über die päpstliche Enzyklika «Populorum progressio» über die soziale Entwicklung und ihren Einfluß auf das Weltgewissen, sowie einen Beitrag von P. Augusto Antolínez über die Kirchenbezeichnungen in der spanischen Liturgie, mit einem interessanten Kapitel über typologische, dem Alten Testament entlehnte Termini (*Figuras de la Iglesia en la Biblia*, S. 56–59), woraus wir folgendes Kirchengebet in deutscher Übertragung aus dem Lateinischen zitieren möchten (S. 59, Note 132):

«Allmächtiger Herr (und) Gott! der Du Deinem Diener Mose aufgetragen hast, Zugposaunen anzufertigen, durch deren lautes und deutlich vernehmbares Blasen die Menge des israelitischen Volkes aufgefordert wurde, sich zu freudiger Festesfeier zu versammeln, als es auf dem Weg zum Lande der Verheißung war oder wenn es hieß, bewaffnet den Angriffen der verworfenen (Heiden)völker zu widerstehen: Du hast bildlich all das angedeutet, was in der nunmehr allgemeinen (catholica) Kirche unter (dem Einfluß) der Gnade besser vor sich geht...» *K. H.*